

DAS SCHWARZACHER KÖPFCHEN. EIN OTTONISCHER GLASMALEREIFUND.

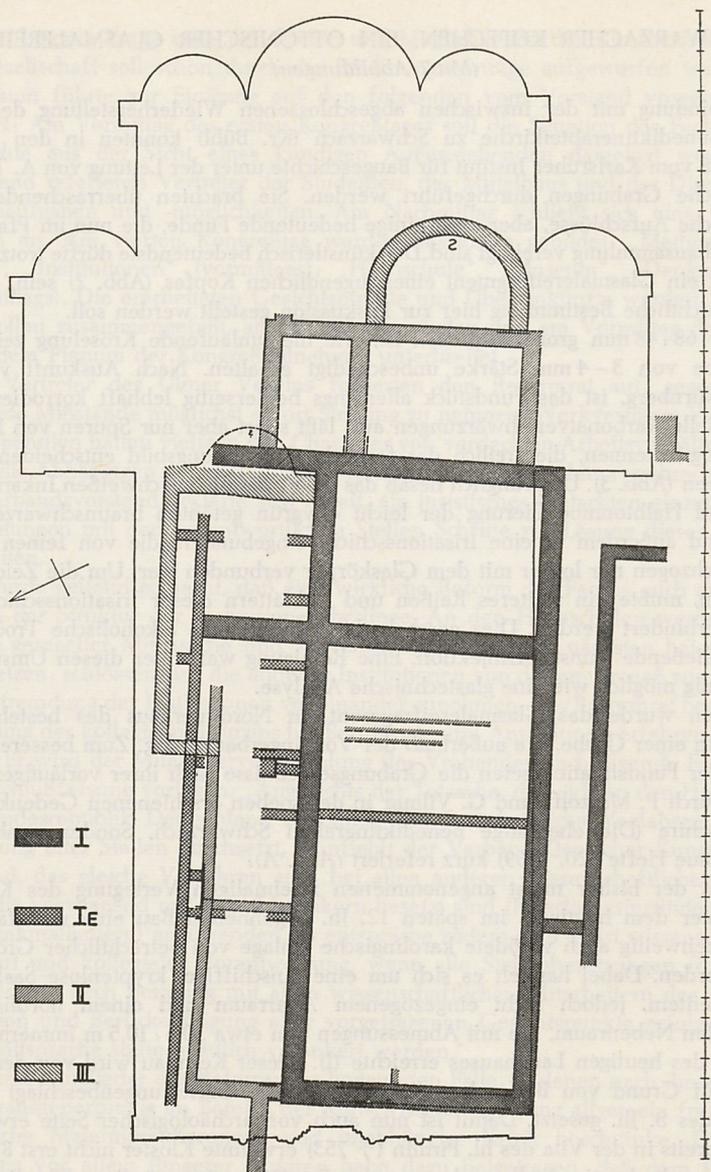
(Mit 7 Abbildungen)

In Verbindung mit der inzwischen abgeschlossenen Wiederherstellung der ehemaligen Benediktinerabteikirche zu Schwarzach (Kr. Bühl) konnten in den Jahren 1964 - 1968 vom Karlsruher Institut für Baugeschichte unter der Leitung von A. Tschira umfangreiche Grabungen durchgeführt werden. Sie brachten überraschende baugeschichtliche Aufschlüsse, aber auch einige bedeutende Funde, die nun im Pfarrhaus zu einer Schausammlung vereinigt sind. Der künstlerisch bedeutendste dürfte trotz seiner Winzigkeit ein Glasmalereifragment eines jugendlichen Kopfes (Abb. 2) sein, dessen kunstgeschichtliche Bestimmung hier zur Diskussion gestellt werden soll.

Das nur 68 : 48 mm große Köpfchen ist, wie die umlaufende Kröselung zeigt, als Glasscherbe von 3 - 4 mm Stärke unbeschädigt erhalten. Nach Auskunft von G. Frenzel, Nürnberg, ist das Fundstück allerdings beiderseitig lebhaft korrodiert und weist partielle Karbonatverschwärzungen auf, läßt sonst aber nur Spuren von Bodenverwitterung erkennen, die freilich das farbliche Erscheinungsbild entscheidend verändert haben (Abb. 3). Ursprünglich besaß das Glas einen grünlichweißen Inkarnatton. Kontur und Halbtonmodellierung der leicht olivgrün getönten braunschwarzen Bemalung sind außerdem in eine Irisationsschicht eingebunden, die von feinen Haarrissen durchzogen nur locker mit dem Glaskörper verbunden war. Um die Zeichnung zu erhalten, mußte ein weiteres Reißen und Abblättern dieser Irisationsschicht unbedingt verhindert werden. Dies geschah durch langfristige alkoholische Trocknung und anschließende Kunststoffinjektion. Eine Reinigung war unter diesen Umständen ebensowenig möglich wie eine glastechnische Analyse.

Gefunden wurde das Glasmalereifragment im Nordquerhaus des bestehenden Münsters in einer Grube, die außerhalb der Vorgängerbauten lag. Zum besseren Verständnis der Fundsituation seien die Grabungsergebnisse nach ihrer vorläufigen Auswertung durch P. Marzolff und G. Vilmar in der soeben erschienenen Gedenkschrift für A. Tschira (Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Sonderausgabe der „Bühler Blaue Hefte“ 20, 1969) kurz referiert (Abb. A):

Entgegen der bisher meist angenommenen zweimaligen Verlegung des Klosters konnte unter dem heutigen, im späten 12. Jh. begonnenen Bau eine mehrfach erweiterte, zeitweilig auch verödete karolingische Anlage von beträchtlicher Größe ergraben werden. Dabei handelt es sich um eine einschiffige, kryptenlose Saalkirche mit abgeteiltem, jedoch nicht eingezogenem Altarraum und einem nördlich anschließenden Nebenraum, die mit Abmessungen von etwa 30,5 : 10,5 m immerhin fast die Länge des heutigen Langhauses erreichte (I). Dieser Kernbau wird von den Ausgrabungen auf Grund von Beifunden (Kapitellfragment, Gürtelzungenbeslag) in die 2. Hälfte des 8. Jh. gesetzt. Damit ist nun auch von archäologischer Seite erwiesen, daß das bereits in der Vita des hl. Pirmin (+ 753) erwähnte Kloster nicht erst 826 von Arnulfsau an die heutige Stelle verlegt worden ist. Dieser fragwürdigen Überlieferung war bereits aus quellenkritischer Sicht widersprochen worden (P. Zinsmaier, Schwarzacher Urkundenfälschungen, in: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins 107, 1959, S. 1 - 23).



A Schwarzach, Münster. Übersichtsplan der ergrabenen Vorgängerbauten (Zeichnung/
Foto: Institut für Baugeschichte Karlsruhe)

I = Kernbau, 1. H. 8. Jh.; IE = Anbauten des 8. u. frühen 9. Jh.; II = Wiederherstellung u. Erweiterung um 1000; III = Wiederherstellung u. Erweiterung Anf. 12. Jh.

Die nach baldigen An- und Umbauten entstandenen Nebenräume wurden zu einem unbekanntem Zeitpunkt nach einem Brand wieder aufgegeben (IE). Die daran anschließende teilweise Verödung der Anlage dürfte in die überlieferungslose Zeit zwischen 828 und 961 fallen. Danach erfolgte unter Anfügung eines neuen Altarraumes im Osten und neuer Annexräume auf der Nordseite die erste große Erweiterung der karolingischen Anlage (Bau II), mit der vermutlich auch eine tiefgreifende Wiederherstellung des Kernbaues verbunden war. Zur Datierung dieser Bauperiode um 1000 zieht P. Marzollf zwei reich profilierte Kämpferplatten (Abb. 1b) heran. Nach einem weiteren Brand kam es dann wohl Anfang des 12. Jh. zu einem nochmaligen Umbau der alten Anlage (Bau III), bei welchem ein großer Kapellenraum mit Apsis auf der Nordseite und möglicherweise auch ein halbrunder Chorschluß im Osten angefügt wurden. Dem im frühen 13. Jh. vollendeten Neubau ging dagegen kein Brand, wohl aber die cluniazensische Klosterreform voraus. Der für die Jahre zwischen 1223 und 1228 durch Abt Gallus (1660 – 91) überlieferte Brand wird daher nur den Klosterbereich betreffen und dort vor allem den Neubau des Kreuzganges veranlaßt haben.

Nach Mitteilung von P. Marzollf, Heidelberg, befand sich das Köpfchen in einem jüngeren, von drei Bauschichten überlagerten Grubenhorizont, müßte also selbst bei einer Störung der Fundschicht mit dem Abbruch von Bau II und der Errichtung von Bau III in die Erde gekommen sein. Folgt man dieser Beurteilung des Grabungsbefundes, so müßte das Glasmalereifragment der Bauperiode um 1000, zumindest aber der Zeit vor 1100 angehören. Die Bearbeitung der keramischen Befunde, die dies vielleicht bekräftigen könnten, steht allerdings noch aus. Obwohl A. Tschira einer vorromanischen Bestimmung des Köpfchens zuneigte, wollte er doch den Fundumständen keine für die Datierung so ausschlaggebende Bedeutung zugestehen. Nach seiner Meinung stammt das Köpfchen aus einer gestörten Schicht einer Grabeinfüllung, in die es möglicherweise erst während des spätromanischen Neubaues hineingeraten sei.

Angesichts dieser unterschiedlichen Beurteilung der Fundsituation kommt der kunsthistorischen Einordnung erhöhte Bedeutung zu, obgleich ihr wegen der Einzigartigkeit des Fundstücks ziemliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Zunächst ist daher davon auszugehen, daß der knapp 7 cm hohe, leicht ins Profil gewandte Kopf einer etwa 40 cm großen Figur angehörte, die ihrerseits Teil einer szenischen Darstellung gewesen sein dürfte. Nun sind aber vor der Mitte des 12. Jh. weder in Frankreich noch in Deutschland kleinfigurige szenische Glasmalereien erhalten. Andererseits sind die ältesten Denkmäler dieser Art – die Glasfenster Sugers für St. Denis (um 1145) oder die Gerlachus-Scheiben aus Arnstein (1150/1160) – bereits so entwickelt, daß sie ohne eigene technische und künstlerische Traditionen gar nicht denkbar sind. Daß diese zumindest bis in ottonische Zeit zurückreichen, ist denn auch eindeutig aus den Quellen zu erschließen. So berichtet der Mönch Richerus in der gegen 995 geschriebenen Chronik von St. Remy in Reims, daß Erzbischof Adalbero (968 – 989) die Fensteröffnungen der Kirche mit *fenestris diversas continentibus historias* habe schmücken lassen. Noch in das 10. Jh. dürfte auch jenes Glasfenster mit der Darstellung des Martyriums der hl. Paschasia gehören, das in der bis 1052 geführten Chronik von

St. Benigne in Dijon als *antiquitus facta* bezeichnet wird (E. Mâle, in: Histoire de l'art, I, 2, Paris 1905, S. 782 f.; H. Oidtmann, Die rheinischen Glasmalereien vom 12. bis zum 16. Jh., I, Düsseldorf 1912, S. 52 f., 54 f.).

Vielleicht gehörte jener 1926 bei Grabungen im Bereich des Magdeburger Domes in einer Brandschicht auf dem Fußboden der Ostkrypta gefundene, seit dem Krieg verschollene Kopf eines Märtyrers(?) zu einem derartigen Fenster (A. Koch, Die Ausgrabungen am Dom zu Magdeburg im Jahre 1926, Sondernummer des Montagsblatts der Magdeburger Zeitung 1926, S. 16, Taf. IX). Eine Datierung hatte der Ausgräber offen gelassen. Da er aber die Ostkrypta zu dem 955 begonnenen Bau Ottos des Großen rechnete, schien eine Entstehung in der 2. Hälfte des 10. Jh. in Frage zu kommen. Nach neuen baugeschichtlichen Forschungen (F. Bellmann, Zu den älteren Dombauten in Magdeburg, in: Ausgrabungen und Funde 3, 1958, S. 323 – 326) ist die Ostkrypta jedoch erst mit einer Erweiterung des Ostchores unter Erzbischof Hunfried (1023 – 1051) und einem Weihedatum von 1049 zu verbinden. Folglich dürfte das Glasmalereifragment nicht vor dem 2. Viertel des 11. Jh. anzusetzen sein. Leider ist von diesem Fundstück, dessen genaue Maße nicht einmal bekannt sind, nurmehr ein schlechtes Zeitungsfoto (Abb. 1a) greifbar. Immerhin dürfte es sich aber um einen ähnlichen Fund wie in Schwarzach gehandelt haben.

Noch ein anderer, gleichfalls verschollener Fragmentbestand ist in diesem Zusammenhang in Erinnerung zu bringen: die ehemals in Münchner Privatbesitz befindlichen Glasmalereireste aus St. Emmeram in Regensburg. Erwähnt und dem 10. Jh. zugewiesen findet man sie bei J. L. Fischer (Handbuch der Glasmalerei, Leipzig 1914, S. 43 f.). Die Vermutung, daß sie sich zumindest bis in die frühen dreißiger Jahre in dessen eigenem Besitz befanden, ist nach Auskunft von H. Wentzel, Stuttgart, sehr wahrscheinlich. Ohne weitere Anhaltspunkte erscheint es allerdings müßig, Überlegungen anzustellen, aus welchen Raumteilen (Ostchor mit Ramwoldkrypta oder Westbau) und aus welcher Zeit (spätes 10. oder Mitte 11. Jh.) sie stammen könnten. Vielleicht kann aber die erneute Erwähnung den Anstoß zu ihrer Wiederauffindung geben. Zu prüfen wäre dann auch, mit welchen überlieferten Glasfenstern sich die Fragmente verbinden ließen. Nach Mitteilung von F. Mutherich, München, sind eine ganze Reihe von Glasfenstertituli in den Aufzeichnungen des A. Mayrhofer zur Geschichte von St. Emmeram von 1560 (Brüssel, Bibl. Royale, Ms. II. 284) überliefert.

Grundsätzlich wird man also in ottonischer Zeit mit kleinfigurigen szenischen Bildfenstern zu rechnen haben. Es bestehen daher auch keine Bedenken, das Schwarzacher Köpfchen als hervorragenden Rest eines solchen in Anspruch zu nehmen, zumal gegenüber den ältesten Glasmalereien dieser Art beträchtliche Unterschiede in der Auffassung eines Kopfes, der Durchbildung seiner Einzelteile und ihres Verhältnisses zueinander sowie in der Bedeutung des Ausdrucks zu beobachten sind. Sie dürften eine Entstehung im 12. Jh. mit Sicherheit ausschließen.

Was an figürlichen Glasmalereien vor dem 12. Jh. erhalten ist, beschränkt sich bisher bekanntlich auf zwei Fragmente ausgesprochen monumentalen Charakters: den in das späte 9. Jh. zu setzenden Lorscher Kopf im Darmstädter Landesmuseum (G. Frenzel in:

Ausstellungskat. Karl der Große, Aachen 1965, Nr. 641) und den im 3. Viertel des 11. Jh. entstandenen Christuskopf aus Weißenburg im Frauenhausmuseum zu Straßburg (V. Beyer in: Kat. Vitraux des Musées de Strasbourg, Straßburg 1965, Nr. 1). Obwohl das Schwarzacher Köpfcchen sich in seiner feinen Lebendigkeit eigentlich nicht mit dem formelhaft strengen Charakter dieser beiden Inkunabeln monumentärer Glasmalerei vergleichen läßt, so scheint es doch dem Lorscher Kopf – wenigstens in der Bildung der Augen – näher zu stehen als dem Weißenburger. Von hier aus betrachtet gewinnen nun auch die wenigen Gemeinsamkeiten mit dem stilistisch andersartigen Magdeburger Kopf (Abb. 1a) – etwa in der Proportionierung der Augen und der natürlichen Formung von Nase und Mund – größere Bedeutung. Doch erlauben sie keine genauere zeitliche Aussage.

Bei der Winzigkeit des Schwarzacher Köpfcchens liegt es ohnedies nahe, stellvertretend für verlorene Glasmalereien die Buchmalerei zur stilgeschichtlichen Einordnung heranzuziehen. Die engsten Vergleichsmöglichkeiten bieten hier die ottonischen Handschriften der Reichenau, insbesondere das Evangeliar Ottos III. (München, Staatsbibl., cod. lat. 4453). Dort zeigen etwa der Christuskopf aus der „Auferweckung des Jünglings von Nain“ (fol. 155 v; *Abb. 4a*) oder jener aus der „Heilung des buckligen Weibes“ (fol. 175 v; *Abb. 4b*) überraschend ähnliche physiognomische Züge. Besonders verwandt erscheinen der stark betonte, mehr oder weniger durchhängende Backenkontur, der das Gesicht vom Hals absetzt, sowie das in der Mitte gescheitelte, flachwinklig über die Stirn gelegte Haar, das in der verkürzten Gesichtshälfte, jeweils die Augenbraue berührt und in dieser Form Christus- und Engelfiguren vorbehalten bleibt. Darüber hinaus sind vergleichbar der flache, natürlich gebildete Nasenflügel, dessen Kontur hart in die Augenbraue umbricht, der breite Mund mit schattenwerfender Unterlippe sowie die großen, gedrunghenen Augäpfel mit ihrer nach außen offenen Konturierung. Die Zeichnung der Augen weist im Schwarzacher Köpfcchen zusätzlich noch einen zweiten oberen Lidstrich auf, den auch die sonst nicht vergleichbaren Köpfe des älteren Gero-Codex (Darmstadt, Hess. Landesbibl., cod. 1948) zeigen. In dieser strengeren, linearen Bildung scheinen somit auch in dem Glasmalereifragment karolingische Vorbilder nachzuwirken. Die auffällig gedrunghene und breit entwickelte Gesichtsform findet andererseits auch in dem jüngeren Perikopenbuch Heinrichs II. (München, Staatsbibl., cod. lat. 4452) keine näheren Entsprechungen als im Evangeliar Ottos III. Vielmehr sind die Köpfe dort nicht nur gestreckter, sondern vor allem auch kantiger und fester.

Aus diesen Beobachtungen, bei welchen zugleich auch die hohe Qualität des Fundstücks deutlich geworden ist, ergibt sich zunächst einmal ein recht präziser Datierungsvorschlag: Ende 10. Jh. Zum ändern lassen die abweichenden Kopfproportionen eine nahe, aber doch eigenständige Stilparallele zur Liuthar-Gruppe der Reichenauer Buchmalerei erkennen, die nunmehr die Frage nach dem Entstehungsort dieser Glasmalerei aufwirft.

Da das Schwarzacher Kloster im 10. Jh. noch mit der Reichenau in Gebetsbrüderschaft stand, wäre es immerhin denkbar, daß es seine Glasfenster auf der Reichenau

anfertigen ließ, auch wenn wir wegen mangelnder Überlieferung von einer Reichenauer Glasmalerei-Werkstatt nichts wissen. Naheliegender wäre aber wohl eine Entstehung in der Bischofsstadt Straßburg, zumal Schwarzach zur Diözese Straßburg gehörte. Dies würde bedeuten, daß dort bereits am Ende des 10. Jh. eine Glasmalerei-Werkstatt tätig war, deren Stil sich aufs engste an die Reichenauer Buchmalerei oder einen bisher nie in Erwägung gezogenen Straßburger Ableger anlehnte. In diesem Falle würde mit dem Schwarzacher Köpfchen zugleich auch eine Vorstellung von den künstlerischen Möglichkeiten der 1176 durch Brand zerstörten ursprünglichen Farbverglasung des 1015 begonnenen Werinhermünsters in Straßburg zurückgewonnen. Jedenfalls bereichert der Schwarzacher Fund die Geschichte der Glasmalerei um ein einzigartiges Zeugnis ottonischer Glasmalerei, das den Vergleich mit den Höchstleistungen der Buchmalerei der Zeit nicht zu scheuen braucht.

Das Ergebnis dieser stilgeschichtlichen Einordnung bestätigt die bisherige Auswertung des Grabungsbefundes dahingehend, daß das Glasmalereifragment dem um 1000 angesetzten Bau II entstammen dürfte. Die hohe Bedeutung, welche der Farbverglasung dieses Baues allein auf Grund dieses Fundstücks zuerkannt werden muß, verstärkt nunmehr das Interesse an dem ursprünglichen Aussehen dieses Baues. Den einzigen, über die Grundrißdisposition hinausgehenden Anhaltspunkt hierfür vermögen jene beiden, bereits erwähnten Kämpferplatten (*Abb. 1b*) zu geben. Sie zeigen eine Feinheit im Detail, die die ergrabenen Grundmauern nicht unbedingt erwarten lassen. Obgleich ihre einstige Verwendung wegen barocker Vermauerung ungewiß bleibt, ist doch auf Grund ihrer Ausmaße anzunehmen, daß sie in jenem Bau an hervorragender Stelle (Triumphbogen?) gesessen haben. Das aus zwei flachen Kehlen mit zierlichen Wülsten und Plättchen gebildete Profil wird man noch genauer zu bestimmen haben. In seiner Feinlinigkeit scheint es aber ebenfalls eher dem späten 10. als dem 11. Jh. anzugehören.

Solche übereinstimmende Beurteilung von Kämpferplatten und Glasmalereifragment erhält schließlich auch von historischer Seite eine gewisse Stütze. 994 stattet Otto III. die Abtei Schwarzach mit dem Markt-, Münz- und Zollrecht im nahegelegenen Velttern aus. 1014 erhält Bischof Werinher von Straßburg die Abtei für besondere diplomatische Verdienste von Heinrich II. als Geschenk. 1032 übereignet Konrad II. sie an Bischof Reginger von Speyer zugunsten des neugegründeten Klosters Limburg (Quellennachweise bei A. Braclmann, *Germania Pontificia*, III, Berlin 1935, S. 74 f.). Demnach scheint einiges dafür zu sprechen, daß die einst reichsunmittelbare, von Otto III. geförderte Abtei im späten 10. Jh. eine Blütezeit erlebte, während sie, im frühen 11. Jh. zu einem Instrument kaiserlicher Machtpolitik geworden, mehr und mehr an Bedeutung verlor. Der Neu- bzw. Umbau der karolingischen Abteikirche dürfte also noch im 10. Jh. erfolgt sein.

Fassen wir zusammen: Der gleichfalls dem späten 10. Jh. zugewiesene Schwarzacher Glasmalereifund ist das bislang älteste Zeugnis kleinfiguriger szenischer Glasmalerei. Er vermag unsere, bisher ausschließlich durch zwei Zeugen monumentaler Kunst, den Lorschener und Weißenburger Kopf, geprägte Anschauung von vorromanischer Glas-

malerei entscheidend zu bereichern. Zugleich läßt seine hervorragende Qualität schmerzlich bewußt werden, was uns gerade an ottonischer Glasmalerei verlorengegangen ist.

Rüdiger Becksmann

REZENSIONEN

ADALBERT SCHIPPERS, *Das Laacher Münster*. Neu bearbeitet und herausgegeben von Theodor Bogler, Benediktinermönch. Köln (Greven Verlag) 1967. 95 S. mit 37 Zeichnungen und 83 Abbildungen auf Tafeln. DM 32. - .

Die Monographie gehört zu den Büchern, die, von kunstgelehrten Geistlichen geschrieben, Vermittlung von Fachwissen und gehobene Vulgarisation anstreben. Man kann wohl sagen, dies sei im wesentlichen gelungen, in der längst vergriffenen 1. Ausgabe von 1927 vielleicht noch besser als in der vorliegenden Neuauflage. An sich dankenswerte Ergänzungen haben hier zu einer gewissen Breite des ursprünglich knapperen Textes geführt.

Gegenüber der ersten Fassung sind nun neuere historische Forschungen, vor allem aber die Ergebnisse der Restaurierung von 1937 einbezogen. Damals wurden die Dächer von Mittelschiff und Nordquerarm in der ursprünglichen Neigung und Firsthöhe erneuert, und zu diesem Zweck eine Aufmauerung beseitigt. Beim Mittelschiff erwies sich die Zutat bedingt durch die romanische Einwölbung, zugleich kamen Reste der ersten Balkendecke zutage. Die Frage, die in der älteren Baugeschichtsforschung und auch von Schippers viel diskutiert wurde, ist damit beantwortet: das Mittelschiff war zunächst nicht gewölbt, als es unter Dach kam. Nicht beantwortet ist aber die andere Frage: war die Wölbung von Anfang an beabsichtigt, d. h. war die Holzdecke nur ein Provisorium, oder waren die Vorlagen der Mittelschiffwände als Blendgliederung, die Holzdecke als endgültiger Zustand gedacht? Auch Bogler läßt diese Frage offen, gibt aber eine zeichnerische Rekonstruktion dieser letzteren. Dabei läßt er die Mittelschiffvorlagen senkrecht bis zur Mauerkrone durchlaufen. Mir scheint, eine Rekonstruktion im Sinne E. Galls wäre vorzuziehen; die Schildbögen der Gewölbe würden dann als Blendbögen schon zum ersten Zustand gehören.

1937 wurde auch das Dach des Vierungsturmes niedriger erneuert, und auch hier die Aufmauerung beseitigt. In diesem Fall war sie, mit kleinen Vierpaßöffnungen versehen, ganz deutlich als formale Korrektur der Spätromanik zu erkennen: um dem mächtigen Westbau die Waage zu halten. Die Änderung von 1937 hat zwar der Ostpartie die strengere, straffere Haltung des frühen 12. Jhs. wiedergegeben, der Gesamtbaugruppe aber eher Schaden zugefügt. Sie gehört zweifellos zu den Maßnahmen, die abzulehnen sind. Die irrije Meinung, es handle sich um eine b a r o c k e Erhöhung, die man mehrfach in der Literatur antrifft, wird von Bogler nicht genügend eindeutig als solche herausgestellt. Die Darstellung der Baugeschichte ist im übrigen in der zweiten Ausgabe nicht wesentlich geändert. Zwei Fragen scheinen mir offen zu sein: ist nicht dem Steinmaterial, das mit acht verschiedenen Arten im einzelnen nachgewiesen wird, baugeschichtlich etwas zuviel Gewicht verliehen? Und ist es nicht in hohem Maße